Nr. 41 | Leipzig, den 2. Oktober | 1887

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt

für die gebildeten Glieder der evangelischen Kirchen

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

(Post-Zeitungskatalog Nr. 1837a)

Insertionsgebühr:
Für die dreigespaltene Zeile 30 Pf.

Inhalt: Gottesliebe und Bruderliebe. 2 — Das allgemeine Priestertum der Christen und seine Bethätigung in Welt und Kirche. 1 — Adolph Monod — Zur Polenfrage. 1 — Die Nürnberger Gustav-Adolf-Festtage: 2. Festbericht — Begräbnis und Gräberschmuck bei den alten Christen — Aus Holland: Mangel an Predigern; Kirchliche Bestätigung von Diakonissen; Ein Gnadengesuch abgewiesen — Verschiedenes: Ninck †; Uebermut der ultramontanen Presse

Gottesliebe und Bruderliebe

2

„So jemand spricht: Ich liebe Gott, und hasset seinen Bruder, der ist ein Lügner."

Die Wahrheit dieses Wortes haben wir erkannt. Gleichwohl wollen wir sie von einer andern Seite noch einmal betrachten. Johannes selbst weist uns den Weg. Einen sehr einfachen Grund fügt er selbst seinem Worte hinzu: den Bruder sehe ich, Gott sehe ich nicht; darum giebt es nirgends wahre Liebe zu Gott, wo die Liebe zum Bruder fehlt. „Denn, schreibt er, wer seinen Bruder nicht liebt, den er siehet, wie kann er Gott lieben, den er nicht siehet?" (1. Joh. 4, 20.)

Nicht wahr, das scheint zu sagen: was wir sehen, das ist uns näher und fesselt uns eher, als was wir nicht sehen? Und ist es nicht so? Bevor du etwas erschautest von der Herrlichkeit Gottes, hast du schon Freude gehabt an der bunten Blume da draußen, an den goldnen Sternen des blauen Himmels; bevor du eingedrungen bist in die unsichtbare Welt des Geistes und des Glaubens, warest du heimisch unter Gottes Geschöpfen groß und klein, und mancher erfährt es noch dann, wenn er kein Fremdling mehr ist in dieser unsichtbaren Welt, wohl auch zu seinem Schmerze, daß ihm näher als diese doch bleibt, was das Auge sieht, was das Ohr hört. So wird auch unsrer Liebe der der Nächste sein, den unsre Augen vor sich haben, der sichtbare Bruder in diesem Sinne näher als der unsichtbare Vater.

Und weiter. Nicht wahr, das Wort des Johannes scheint zu sagen: wer an dem, was näher ist, vorbeigeht, der wird nicht erreichen, was ferner ist? Und ist es nicht so? Wer die Pflichten nicht erfüllt, die ihm der einzelne Tag, die einzelne Stunde vors Auge führt, wie kann er große Vorsätze ausführen, fernliegende Werke unternehmen? Wer die nicht liebt, die uns von Gott zu allernächst gestellt sind — die Eltern, die Geschwister, Weib und Kind —, wie wird er „die Menschen" lieben, die ihm ferner sind? Und — „wer den Bruder nicht liebt, den er siehet, wie kann er Gott lieben, den er nicht siehet?"

Aber wie anders redet doch unsre eigne Erfahrung! Das ist ja doch oft das schwerste Hindernis für meine Liebe, daß ich den sehen muß, den ich lieben soll. Gott ist vollkommen, ist die Liebe; wer ihn kennt, wer ihn nennt, wer ihn sieht mit des Glaubens Auge, der kann, der muß ihn wohl lieben; weil er an ihm nichts andres als Wohlgefallen und Freude hat, fällt es nicht schwer, sich ganz ihm hinzugeben. Aber Gottes Bild, der Mensch? Sag' an: ein armer, kranker, mit Schwären bedeckter Bettler, wie jener Lazarus vor der Thür des Reichen — ist er dem Auge wohlgefällig? Ein Mensch, dem das Elend der Sünde in den rohen Zügen geschrieben steht, wie er uns, wenn nicht täglich, doch oft genug begegnet — lehnt sich nicht bei seinem Anblick unser Inneres gegen ihn auf? O wie viel Not und Elend giebt es, das jedem Auge häßlich erscheint, wie viele häßliche Gestalten schafft die Sünde! Und hier soll ich lieben? Weil auch der Mensch des Elends und der Sünde Gottes Bild und mein Bruder bleibt? Wendet man sich nicht fort von einem verzerrten Bilde? Hier soll ich lieben: nicht bloß eine Gabe hinwerfen mit abgewandtem Gesichte, nein, lieben, lieben mit der ehrlichen, echten, warmen, persönlichen Liebe von Angesicht zu Angesicht? Und ein ander mal: wenn ich den erblicke, der mich gekränkt hat und keine Reue darüber kennt, da soll mein Herz ihm entgegen schlagen? Wenn der mir naht, dessen Wesen dem meinigen so fremd, dessen Art zu denken, zu fühlen, zu leben mir so ganz zuwider ist, da soll ich mich freuen? Gerade wenn ich sie sehe, diesen Elenden, diesen Widersacher, diesen Abstoßenden, fühlt die Liebe sich wie zurückgetrieben, kann nicht schnell genug entfliehen, um der Kälte, dem Widerwillen, dem Haß Platz zu machen.

Nein wahrlich, so lange die Selbstverleugnung noch zur Liebe gerechnet wird, so lange wirds durchaus nicht immer gelten, daß es leichter ist, den Bruder zu lieben, den wir sehen, als Gott, den wir nicht sehen.

Aber Johannes sagt auch gar nicht, daß es leichter ist, den Bruder zu lieben. Er will nur sagen, daß all unsre Liebe zu Gott daran, ob wir den Bruder lieben, die entscheidende Probe der Echtheit bestehen muß, daß niemand an dieser Probe vorüber kann, daß niemand gleichsam zugelassen wird zur Gottesliebe, der in der Bruderliebe nicht Stich hält. Und das könnte er uns gar nicht anschaulicher, greifbarer sagen, nicht besser zu Gemüte führen, als indem er gerade auf das „Sehen" des Bruders hinweist.

Denn was liegt doch darin, daß ich den Bruder „sehe"? Gewiß nicht immer ein erleichternder Anreiz für die Liebe, auch nicht immer ein erschwerendes Hemmnis, aber immer eine dringende, unabweisbare Aufforderung zur Liebe, ein gebieterischer, mächtiger Hinweis auf die Pflicht der Liebe.

Siehe, da steht der Bruder vor deinen Augen, notleidend, hilfsbedürftig; er fragt dich: Kannst du helfen? und seine Not bittet mit ihm selber: Hilf! Da steht der Bruder, elend und gesunken und schon gestraft mit dem Gefühl seines Elends, da steht ein andrer, irrend und noch vom Irrtume gefangen; ihre Lippen öffnen sich nicht, aber sie selbst sind eine stumme Frage an das Herz: Hast du Liebe? und eine stumme Bitte: Gieb sie; rette mich; stoß mich nicht weg. Da steht der Bruder und du siehst, wie er zusammen zuckt bei dem bittern, beißenden Worte, das ihn trifft, und er scheint zu fordern: Heile die brennende Wunde, die du schlugst. Da steht der Bruder, den Blick umwölkt, von der Sorge verdüstert: wartet er nicht auf den Sonnenstrahl der Liebe? Da steht der, der mir Liebe erzeigte; mahnt er selbst, den ich sehe, nicht lauter als ein Gebot: Vergiß nicht, was dir erwiesen; gieb wieder, was du empfangen?

Hier scheiden sich die Wege. „Da er ihn sahe," der Samariter den unter die Mörder Gefallenen, „jammerte ihn sein." Aber der Priester aus Jerusalem, der im Tempel des Gottesdienstes gewartet, er, dessen Stand und Dienst gleichsam als Aufschrift führt das Wort: Ich liebe Gott, „da er ihn sahe — ging er vorüber." Ja, hier scheidet sich echte und falsche

Gottesliebe. Wer an dem sichtbaren Bruder nicht wahrnimmt die vielen, vielen Gelegenheiten, wo er, ob auch ohne Worte, nach Liebe verlangt, und wer die sichtbare Gelegenheit zum Liebeserweis nicht ergreift, wie kann er Gott lieben, den er nicht siehet? Was bedarf es da weiter Beweises? Unser besseres Gefühl, unser Gewissen fällt rasch dieses Urteil, und es irrt nicht. W W

Das allgemeine Priestertum der Christen und seine Bethätigung in Welt und Kirche

1

Es ist eine Erfahrung, die sich immer wiederholt, daß lebendige Kräfte, die in der Geschichte epochemachend hervortreten, nicht sofort in gerader Richtung zur Wirkung kommen und sich einen entsprechenden Ausdruck im Leben der Völker oder der großen Gemeinschaften innerhalb derselben verschaffen, daß vielmehr zunächst Wirkungen eintreten, die nur wie verkrüppelte Mißbildungen der ursprünglichen Gedanken aussehen, und daß erst im Verlauf einer oft langen Zeit zu Tage tritt, wie jene Kräfte trotzdem in aller Stille, auf Umwegen und durch mancherlei scheinbare Irrungen hindurch, ihre alte Richtung beibehalten haben und in langsamem aber sicherem Gang die Umwandlung gleichsam bohrend erreichen, die in dieser Welt des Stoßes und Gegenstoßes nicht auf einmal zu erzielen war. Die Geschichte der größten geistigen Bewegungen der Menschheit ist dafür der lauteste Zeuge: in der Geschichte des Christentums wiederholt sich dieses Gesetz geschichtlichen Werdens wie im Großen und Ganzen, so auch in jedem einzelnen Abschnitt mit vollkommenster Regelmäßigkeit. Die Geschichte der Reformation bis auf unsre Tage zeigt daher dasselbe Bild.

Wir nehmen aus ihr nur ein Stück heraus, aber freilich ein Stück, das mit im Quellpunkte der Reformation liegt, das allgemeine Priestertum. Keinen Gedanken Luthers hat damals die päpstliche Kirche als revolutionärer empfunden; keiner erregt bis heute mehr Erbitterung und findet weniger Verständnis in ihr; keiner hat auch in der äußern Entwicklung der evangelischen Kirche in den ersten Jahrhunderten und teilweise auch heute noch scheinbar unvollkommnere Durchführung erfahren. Und doch ist er heute wie ehemals tief in das Bewußtsein des evangelischen Volkes eingesenkt und bestimmt dessen Glaube, Sitte und Schaffen.

Was ist der Hauptgehalt desselben? Luther versteht nichts andres darunter, als daß alles, „was aus der Taufe gekrochen ist,“ d. h. jeder, über den in diesem Sakrament die Verheißung der Gnade Gottes in Christus ausgesprochen ist, „sich rühmen mag, zum Priester, Bischof und Papst geweiht zu sein“ und damit den freien Zutritt zu Gott und seiner Wahrheit zu besitzen, der durch keine menschliche Vermittelung, sondern allein durch diejenige seines Herrn, Jesu Christi, hindurchgeht; er versteht darunter, daß der Einzelne wie die Gemeinde die himmlischen Güter, welche Christus gebracht, Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit stets und immer aufs neue an der Quelle holen soll und kann, und daß dieses Recht niemals verloren geht, weil die in der Taufe ausgesprochne Verheißung Gottes niemals hinfällig wird, sondern immer offen und zugänglich bleibt.

In diesem religiösen Sinne ist das allgemeine Priestertum der evangelischen Kirche nie verloren gegangen. Es hat Zeiten gegeben, da es mehr oder weniger unsicher bestanden hat, da namentlich sein Zusammenhang mit der Taufe vergessen schien. Aber trotzdem ist es die Grundlage nicht bloß des evangelischen religiösen Lebens geblieben, sondern auch diejenige unsrer deutschen Gesamtkultur geworden und bis heute geblieben, auch da, wo man der evangelischen Kirche und der Reformation als religiöser That gleichgiltig gegenübersteht. Es prägt sich vor allem in der Kunst aus, die besonders den katholischen Romanen an uns so wunderbar vorkommt und die doch die Quelle unsrer nationalen Kraft bildet, der Kunst, fromm und frei zugleich zu sein, fromm in dem Bewußtsein der Versöhnung mit Gott, in der Gebundenheit an ihn und sein Gesetz der Liebe und Heiligkeit, und frei in der Gewißheit, daß der Christ an allen Gütern dieser Welt, der bürgerlichen Gesellschaft, des Staates, der Familie, der ganzen Kultur teilnehmen, in ihnen sich frei bewegen, wirken und schaffen darf und soll, ohne dabei durch ein andres Gesetz beschränkt zu sein, als das der Liebe und der allgemeinen sittlichen Ordnung.

Zweierlei liegt nun aber in diesem Gedanken des allgemeinen Priestertums, was für das kirchliche Gemeinschaftsleben von höchster Bedeutung ist: einmal, daß in der evangelischen Kirche das geistliche Amt seinem Begriff nach nicht zur Regierung der Gemeinden berufen ist, sondern daß es nur den Beruf der Predigt des Evangeliums und der Verwaltung der Sakramente hat, und sodann, daß Angelegenheiten der kirchlichen Gemeinschaft nicht Sache und darum Pflicht nur des geistlichen Amtes sein können, daß sie vielmehr alle diejenigen gleichmäßig berühren, die ihres Priesterrechtes froh sein, sich dasselbe nicht verkümmern lassen wollen.

Der erste Punkt berührt also die Verfassung der evangelischen Kirche, der zweite aber ihr innres Leben, vor allem die Werke der Liebe, welche ihr Bestand, ihre Ausbreitung, wie ihr Beruf in der Welt fordern. Aber während Fragen der Verfassung niemals das Lebensinteresse der evangelischen Kirche berühren können, so lange nicht die Predigt des Evangeliums und die Pflege christlichen Lebens durch sie gefährdet werden, liegen solche Lebensinteressen im zweiten Punkte wirklich vor. Denn die evangelische Kirche kann zumal in unsern Zeiten ihr Dasein nur behaupten und erweitern, wenn sie sich als eine Gemeinschaft thätiger Liebe erweist und so eine lebendige Predigt von der umschaffenden und fortzeugenden Kraft der rettenden Liebe und Barmherzigkeit unsers Gottes wird.

Die beiden obigen Forderungen sind nun in den ersten 150 Jahren der evangelischen Kirche nur in sehr unzureichender Weise zur Geltung gekommen. Durch geschichtliche Komplikationen, die hier nicht verfolgt werden können, übrigens auch meist bekannt sind, ist jener Aufbau der Verfassung zustande gekommen, der in der zweiten Hälfte des sechzehnten und während des ganzen siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts blieb: alles von oben herab aus den Amtsstuben der fürstlichen Konsistorien wie der Superintendenten und Pfarrer geleitet; die Gemeinden nicht Subjekte von Rechten und daraus hervorgehenden lebendig empfundenen Verpflichtungen, sondern nur Objekte der Seelsorge und Regierung; die Selbstthätigkeit und das Gefühl der Verantwortung für das Wohl und Wehe der Brüder gebrochen oder nie recht zur Entfaltung gekommen. Von einer namhaften Liebesthätigkeit vernimmt man nichts: die reiche Saat von Gedanken und Zielpunkten, die Luther und die ganze Jugendzeit der Reformation hier ausgestreut hatten, war wie verdorrt. Statt an dem lebendigen Glauben, welcher den Besitz der Versöhnung mit Gott und der in ihr liegenden sittlichen Kräfte bedeutet und darum ohne die Früchte der Liebe gar nicht bestehen kann, hing alles an einem Glauben, der nur die Annahme der reinen Lehre bedeutete. In endlosen Predigten, in unfruchtbarer scholastischer Form wurde er von den Kanzeln herab verkündet.

Erst nach dem großen Kriege, der unsre Kultur wie unsre nationale Existenz auf lange Jahre hinaus zerschlagen hat, regen sich neue Anfänge, und durch den Pietismus sind sie mit Macht zur Geltung gebracht worden. Dieser will einerseits die Gläubigen aus der Bevormundung durch das geistliche Amt befreien und als würdige selbstpriesterliche Persönlichkeiten in kleineren Kreisen, Konventikeln, sammeln, wo jeder das Recht der Auslegung des Wortes haben und dem Bruder den Dienst des Seelsorgers und geistlichen Beraters leisten soll. Anderseits aber erwacht in ihm auch das tiefe Gefühl von der Verpflichtung des Christen den Vernachlässigten und Verwahrlosten, den Armen und Aermsten gegenüber, der Drang, ihr Loos zu erleichtern und sie für die Gemeinde Christi zu gewinnen. Noch ist die Arbeit, die man in Angriff nimmt, eine im ganzen beschränkte. Denn noch sind auch die Aufgaben, die man bei der damaligen Entwicklung der sozialen Verhältnisse vorfindet, relativ einfach. Noch sind es auch mehr nur einzelne hervorragende Persönlichkeiten, welche den Gedanken fassen und verfolgen. Aber es gelingt ihnen doch schon, auch weitere Kreise dafür zu interessiren und ihre Mithilfe zu gewinnen. Ueber die Grenzen der

Konfessionen und Landeskirchen hinüber reicht man sich die Hand zu einer Gemeinschaft der Heiligen, die über jene Schranken erhaben ist. Da es vorzugsweise Laien sind, die sich für jene Werke erwärmen, so dient gerade auch jenes neu erwachte Gefühl der Verpflichtung zur entschiedenen Hebung des christlichen Selbstgefühls der Laien.

Die Anfänge der äußern und innern Mission, welche sich hier entwickelt haben, sind dann in der Folgezeit — auch durch die Zeit der Aufklärung hindurch — zunächst wesentlich innerhalb des Pietismus geblieben. Und als in der neuen Zeit des neunzehnten Jahrhunderts das religiöse Leben sofort über die Formen des Rationalismus hinausstrebte und die pietistische Frömmigkeit in neuer Kraft sich erhob und überwiegend, wenn auch in etwas andern Formen, die Färbung des religiösen Lebens in Deutschland bestimmte, da gewannen die Liebeswerke der evangelischen Kirche auch jenseits der eigentlich pietistischen Kreise einen außerordentlich viel weitern Umfang und wurden teilweise Unternehmungen des ganzen evangelischen Deutschlands. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt hat sich der Umfang und die Mannichfaltigkeit dieser Werke und der zu ihrem Betrieb gebildeten Vereine gesteigert, und noch immer ist ein erfreuliches Wachstum auf allen Seiten zu spüren. Aber auch die Aufgaben wachsen von Jahr zu Jahr, und immer mehr wird es eine Lebensfrage der evangelischen Kirche, hier ihre Kräfte zu sammeln. Es ist das Vorterrain der brennendsten Frage der Gegenwart und Zukunft, der sozialen, und — wie jüngst von kundiger und scharfsichtiger Seite gesagt worden ist — derjenigen Kirche wird der Sieg zufallen, welche zur Lösung dieser Frage am meisten beitragen wird.

So gewiß wir nun darauf vertrauen, daß diese Weltfrage dauernd nur gelöst werden kann mit den sittlichen und religiösen Kräften, welche die evangelische Kirche in sich schließt, vor allem eben im Geist der evangelischen Freiheit, die in ihrem allgemeinen Priestertum liegt — so gewiß bedarf es doch der äußersten Anstrengung dieser Kräfte im Geiste des Gemeinsinns und der Opferwilligkeit. Bei aller Anerkennung dessen, was geschehen ist und fortwährend geschieht, ist es doch eine unleugbare Thatsache, daß noch unendlich mehr geschehen könnte und geschehen muß. Weite Kreise stehen jenen Anstrengungen noch fern oder sind wenigstens argwöhnisch und widerwillig beteiligt, ohne daß man immer sagen könnte, daß sie dieselbe Stellung auch zur evangelischen Kirche überhaupt einnehmen. Woran liegt das? Die Ursachen solcher Zustände und Stimmungen werden immer sehr mannichfache sein. Es sei gestattet, wenigstens auf einige derselben hinzuweisen, die mit der geschichtlichen Entwicklung der ganzen Sache zusammenhängen. M-G

Adolph Monod

Wenn ich jemandem begreiflich machen sollte, was es um das Christentum sei, so würde ich ihm nicht etwa eine Dogmatik oder irgendwelche noch so richtigen und geistvollen theoretischen Erörterungen über das Christentum in die Hand geben, sondern ich würde ihm empfehlen, Lebensbilder echter Christen zu lesen, um an der Herrlichkeit der Jünger die Herrlichkeit des Meisters verstehen zu lernen. Und Gottlob, unsre moderne Literatur ist an solchen guten Lebensbildern nicht arm. Unsre Zeit hat den Wert der Persönlichkeit erst recht wieder erfaßt, und wo müßte dies mehr zu Tage treten, als gerade auf dem Gebiete der christlichen Religion, in der ja alles auf die Ausgestaltung einer in sich harmonischen Persönlichkeit hinausläuft? Hoffentlich ist die Zeit nicht mehr fern, in welcher die Gebildeten, ebenso wie über die bedeutenden Künstler, Dichter, Gelehrten und Patrioten, über die großen Christen Bescheid wissen; in vielen Fällen wird ja beides mit einander verbunden sein, wie in der Biographie Ludwig Richters oder Bunsens oder Arndts. Solche Bücher werden im besten Sinne des Wortes **erbauen**, werden, was so dringend nötig ist, wieder Achtung vor dem Christenstande einflößen und zur Nacheiferung anleiten.

Das kann sicher auch von den Lebenserinnerungen an **Adolph Monod** gelten, die uns **Max Reichard**, ein Freund Monods, auf Grund einer größern französischen Biographie dreißig Jahre nach dem 1856 erfolgten Tode des Mannes geboten hat.*) Mag an dieser Bearbeitung vieles fehlen, um sie zu einer vollendeten Lebensbeschreibung zu machen — ich gehöre nicht zu den Leuten, die immer gleich kritisiren müssen, sondern nehme dankbar das Gute an, das mir geboten wird, und ich kann nicht leugnen, daß ich viele Stellen des Buches mit großer innerer Bewegung und zu meiner inneren Förderung, zu Selbstprüfung und Selbstgericht gelesen habe. Wer irgend ernste Gesinnung und ein offenes Gemüt hat, dem wird es wohl ebenso gehen.

Doch wer ist denn Adolph Monod? so wird auch mancher Gebildete fragen. Daß solche Frage möglich ist, daraus kann man schon abnehmen, daß Monod keine hervorragende politische, künstlerische oder wissenschaftliche Bedeutung gehabt hat: er war nichts andres als ein Pfarrer, und noch dazu ein französischer. Aber er verdient bekannt zu werden; denn er war ein Pfarrer, oder besser, ein Prediger von Gottes Gnaden. Welchen Segen er geschaffen und was er an den Menschenseelen gewirkt, wird vor Gott groß sein. Er war Diener seines Herrn mit jeder Faser seines Herzens. Ihm Seelen zu gewinnen — eine andre Aufgabe seines Lebens kannte er nicht. „Möge mein Leben erst mit meinem Amte und mein Amt erst mit meinem Leben erlöschen“: dieser ihm von Gott erfüllte Wunsch läßt ahnen, wie der Mann von seinem Amte ergriffen war. Gott hatte ihn aber auch wunderbar für einen solchen hohen Beruf ausgerüstet: er besaß die Macht der Rede im vollendetsten Maße; Frankreich hat in diesem Jahrhundert keinen größeren Kanzelredner gehabt, als Adolph Monod war. „Wer ihn gehört hat, zittert noch davon,“ so faßt einer den Eindruck Monodscher Predigten zusammen, und Julius Köstlin, der sich auch Monod gegenüber nicht die Ruhe und das Recht eines Kritikers rauben läßt, muß von ihm bekennen: „Nie habe ich eine Predigt gehört, welche, während sie in tief ergreifender Weise die Schätze des Evangeliums den Herzen nahe legte, zugleich so viel Spannendes und Fesselndes in ihrer Form gehabt und gerade auch in einem auf die Form achtenden Beurteiler ein solches unwillkürliches Gefühl der Befriedigung zu erwecken vermocht hätte, wie eine von Adolph Monod. Schwerlich wird irgend ein andrer neuerer Prediger so sehr wie Monod mit seiner Rednergabe und mit dem Eindrucke, welchen seine Predigten unter den Zuhörern hervorbrachten, an den großen griechischen Redner mit dem »goldenen Munde« erinnern können.“ Aber was so tief ergriff und so fesselte, war nicht die vollendet schöne Form der Sprache, die Fülle der Gedanken, die geschickte Gruppirung, die scharfe Dialektik, der bunte Wechsel der Bilder: es war die Macht dieser ganzen echt christlichen Persönlichkeit. Dieser heilige, von unerschrockener Wahrheitsliebe durchdrungene Ernst mußte die Gewissen packen; diese in schwersten Kämpfen errungene Kraft der Ueberzeugung mußte auch dem Gleichgiltigen imponiren; diese auf das Menschenherz so tief eingehende Liebe mußte auch den Fernerstehenden erwärmen. Nicht die Rede, sondern vielmehr der Redner, und auch dieser nicht, sondern im letzten Grunde das in ihm lebendige und ihn ganz beherrschende Evangelium war die Macht Monodscher Predigt. Nie ist der Prediger im Redner untergegangen. Sein Schüler Pressensé bezeugt von ihm: „Man sah an dem blassen Angesichte, daß, wenn er seine Zuhörer erbeben machte, er, der Strafgerichte Gottes gedenkend, zuvor für sie gebebt hatte, wie auch das milde Leuchten seines Auges den tiefen Frieden seiner Seele bekundete, so oft er von Gottes unendlichem Erbarmen sprach.“ Ja, er hat selbst wohl gewußt, welch eine Gefahr für ihn seine große Rednergabe war; sie mit diesem Ernste erkennen, hieß sie schon überwinden. Er schreibt darüber:

> Ich fürchte manchmal, daß die mir vom Herrn verliehene Redegabe ihn hindern möchte, sich in mir zu verherrlichen. Um so treuer muß ich am Gebet halten, sonst werde ich stets unnützer werden. Ich kann übrigens zur Ehre Gottes versichern, wie tief zuwider mir der Gedanke wäre, daß ich durch die Predigt nichts andres erreichen sollte, als Menschenlob. Das wäre nicht nur eine abscheuliche Sünde, sondern niederträchtigste Eitelkeit. O mein Gott! laß mich nicht ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle werden.

*) Adolph Monod. Lebenserinnerungen und Briefe. Calw und Stuttgart, Verlag der Vereinsbuchhandlung, 1887. Preis 5 Mark.

Nun, wer seine Predigten mit so viel Gebet, mit so angestrengter Arbeit und peinlicher Sorgfalt vorbereitete, daß die Ausarbeitung einer einzigen Predigt oft Wochen, ja Monate erforderte, wer mit einem so vollen, demütigen Herzen arbeitete, daß wie von selbst die Gebetsseufzer an den Rand des Konzeptes sich drängen, der ist kein tönend Erz und keine klingende Schelle, dessen Predigten müssen eine Macht über die Herzen werden. „Laßt uns viel beten und viel arbeiten, und dann wollen wir die Kanzel betreten, um aus vollem Herzen, inbrünstigem Geiste zu reden, wie man zum Herzen spricht und nicht wie man im Kanzelton predigt,“ schreibt er an seine Amtsbrüder.

Blicken wir in Monods Angesicht, wie es den „Lebenserinnerungen“ in sicher sehr gutem Bilde beigegeben ist, so ist unser erster Eindruck: Welch ein Schmerz, welch eine Wehmut liegt in den durchgeisteten Zügen! Es ist, als wollten die tiefen schwarzen Augen dich fragen: Wie stehts bei dir um das Eine, was Not ist? Es ist, als erzählte dieser festgeschlossene Mund von schweren Leidensstunden. Und doch bei allem Ernste liegt nichts von Strenge in den feinen Zügen, vielmehr ein Hauch von Liebe und Frieden; das etwas gebeugte Haupt aber verrät uns, welcher demütige Sinn in dem Herzen lebte. Und dieser Zug des Ernstes, ja der Schwermut hat Monod nie verlassen; er war es, der ihn immer und immer wieder in die Schrift, in die Gnade Gottes trieb. Einmal in seinem Leben wollte dieser Seelenzustand sich bis zur Verzweiflung steigern, und zwar mitten in der heitersten Natur — in Neapel. Der junge, erst vierundzwanzigjährige Geistliche, den sich die eben gegründete evangelische Gemeinde zu Neapel erwählt hatte (1826), war von den stärksten religiösen Zweifeln gequält. Man denke, was dieser ernste, gewissenhafte Mensch leiden mußte: er sollte predigen und war selbst im Unklaren; er sollte die lockere Gemeinde mit fester Hand zusammenhalten und hatte mit sich selbst zu thun: die Frage, ob er seiner eingegangenen Verpflichtung gemäß ein Jahr aushalten, ob er sein Amt sofort niederlegen sollte, was mit der Auflösung der jungen Gemeinde gleichbedeutend war, raubte ihm alle Fassung. Herzzerreißend sind die Briefe voll tiefen Jammers, die er damals aus Neapel schrieb:

Du weißt, daß ich seit meinem achtzehnten Jahre unter der Herrschaft einer krankhaften Phantasie stehe, die je nach meinem zeitweiligen Gemütszustande und meinen Beschäftigungen mehr oder weniger meine Geisteskräfte lähmt, meine Ruhe stört, meinen Verstand verdüstert und das Wachstum der wahren Frömmigkeit in meinem Herzen hemmt. So betrübend solches ist, entspricht es doch durchaus der Wahrheit. Ich habe umsonst mancherlei Gegenmittel angewandt, namentlich bei meinem letzten Aufenthalt in Paris, wo, nach dem Arbeitszwang der Vorjahre, die unumschränkte Freiheit des Geistes diese unheilvolle und unchristliche Seelenstimmung bei mir verstärkt hat. Eine ernste Pflicht, die alle meine Kräfte, Geist, Herz und Gewissen in Anspruch nehmen würde, sollte mir, wie ich hoffte, Ruhe und Frieden gewähren.

So nahm er mit Freuden das Pfarramt in Neapel an.

... Aber ach! von allem, was ich hoffte, trat geradezu das Gegenteil ein. Meine Unerfahrenheit, meine Unwissenheit und Verzagtheit, der Verkehr mit den Ungläubigen, die ich zu bekämpfen suchte, die mich aber eher in ihre Finsternis verwickelten, als daß es mir gelungen wäre, ihnen das Licht des Evangeliums nahe zu bringen — dies alles und insbesondre die angeborne Unruhe meines Geistes haben meinen Glauben tief erschüttert.

Wie mußte den treuen Eltern — der Vater war ein sehr geachteter Pariser Geistlicher, der mit wahrhaft seelsorgerlicher Liebe der Entwicklung seiner Kinder folgte; die Mutter, aus einer hochangesehenen dänischen Kaufmannsfamilie von Koninck stammend, hing mit nicht weniger Liebe an den Ihren — wie mußte den treuen Eltern zu Mute sein, wenn aus Neapel Briefe einliefen, in denen sich Ergüsse fanden, wie dieser:

Wie an einem Stein in der Tiefe des Meeres alle Kanten abgeschliffen sind, so sind aus meiner von widersprechenden Ansichten und Meinungen umhergeworfenen Seele alle Wünsche, alle Gefühle, alle Glaubensüberzeugungen geschwunden. Ich bin nur noch eine Maschine, die gewohnheitsmäßig ihren Gang geht; es wäre ihr besser, sie würde weggeworfen, wenn ihr Erfinder nicht ein geheimes Mittel besitzt, durch welches er imstande ist, sie zu erneuern. Ich will es aber dennoch hoffen, gegen alles Hoffen!

Wer hätte nicht Mitleid mit dem kämpfenden Jüngling? Sonderbar berührt es, wenn Richard Rothe, damals Gesandtschaftsprediger in Rom, von Monod schreibt:

Leider ist der junge Monod mit seinem eignen Glauben sehr im Unklaren, wiewohl ziemlich orthodox. Seine eigne Gemeinde hat ihn schon tüchtig in die Klemme genommen, und er schreibt darüber in großer Verlegenheit. Ich hoffe, daß ihm auf diesem Wege zuerst heller das Licht aufgehen wird.

Das Licht ging ihm auf; aber das war nicht das Verdienst seiner ihn bedrängenden Gemeinde, sondern das seiner liebenden Schwester Adele, die damals gerade unter schwerem Kreuze stand. Ein glaubensstarker Brief dieser edeln Christin war wie ein Lichtstrahl in die umnachtete Seele, und bald gab Gott, worum der Suchende so oft gefleht, seinen Frieden. In zwei Predigten: „Des Menschen Elend“ und „Gottes Erbarmen“ gab Monod vor seiner Gemeinde Zeugnis von dem neuen, in ihm erstandenen Leben. Bald darnach wurde er durch Valette in seiner Neapler Stellung abgelöst, und kaum nach Frankreich zurückgekehrt, konnte er ein Amt in Lyon annehmen, das man dem bereits berühmten jungen Prediger anbot (1828).

Es ist erklärlich, daß dieser durch so heiße Kämpfe errungene Glaube fest und ein Lebensbesitz wurde; aber eben deshalb war er auch weitherzig und auf fremde Ueberzeugung eingehend. Der so ernste Monod, der in vielen ethischen Fragen eine methodistische Enge zeigte, ist doch nie ein intoleranter Eiferer geworden. Dogmatische Formulirungen wußte er richtig in ihrem relativen Werte zu beurteilen; über alles stand ihm ein lebendiger Herzensglaube, über alles die Liebe. Er hat dafür herrliche Beweise gegeben; vor allem im Jahre 1848, als die reformirte Kirche Frankreichs in einer Zeit der Krisis stand:

In den Dingen, in welchen alle Kinder Gottes einig sind, will ich meine Kräfte verzehren; in denen, in welchen sie von einander abweichen, will ich nach dem Maße der mir von Gott verliehenen Erleuchtung handeln und es in christlicher Liebe glauben, daß andre desgleichen thun.

In Lyon freilich fand der eifrige Prediger mit seinem heiligen Ernste wenig Boden. Das religiöse und sittliche Leben der Gemeinde dort war in Form und Weltsinn erstorben. Der reiche Handelsstand fand sich verletzt von dem auf ernste Heiligung dringenden Prediger, der den „alten Adam“ nicht schonte. Es fing an, in der Gemeinde gegen Monod zu gähren. Eine Predigt: „Qui doit communier?“, in welcher Monod ohne Zweifel zu schroff war, brachte die Entscheidung. Das Konsistorium verklagte den jungen, eifrigen Prediger bei dem katholischen Kultusminister, dessen Antwort die Amtsentsetzung Monods war. Wie schwer mag unter dieser bittern Erfahrung das zarte Wesen Monods gelitten haben. Aber da in der Landeskirche für eine glaubensinnige Ueberzeugung kein Raum war, dieselbe sich doch nicht unbezeugt lassen konnte, so versammelte Monod sonntäglich in einem Saale diejenigen, die ihn hören wollten, darunter auch einen methodistischen Kreis: so entstand die freie Gemeinde von Lyon, die, man mag sonst Separationen noch so streng verurteilen, für die ganze Kirche Frankreichs ein Segen geworden ist.

Wie unmöglich es ist, eine Gemeinde der Heiligen zu gründen, wovon auch Monod vielleicht am Anfange geträumt, davon mußte auch er sich doch bald überzeugen, und so war es ihm sehr willkommen, als ihm 1836 ganz unerwartet die Professur für praktische Theologie an der theologischen Fakultät zu Montauban übertragen wurde. Die elf Jahre, die er als akademischer Lehrer thätig war, brachten Monod auf die Höhe seines Ruhmes. Nicht etwa wissenschaftlichen Leistungen, so gründlich und umfassend seine Gelehrsamkeit war, verdankt er denselben, sondern seiner auch in Montauban eifrig geübten Predigtthätigkeit. Seine Ferienreisen benutzte er zu zeugen von dem, was ihm das Höchste war, und wo Monod einen Gottesdienst halten wollte, da strömte die Menge, darunter auch nicht wenige Katholiken, von nah und fern herbei. Seinen Studenten war er ein treuer Freund und Seelsorger, vielleicht mit Tholuck in dieser Beziehung zu vergleichen, und darum war es im letzten Grunde kein allzu großer Wechsel, als er vom Katheder wiederum auf die Kanzel gerufen wurde und zwar auf die erste reformirte Kanzel Frankreichs, nach Paris.

Die neue Stellung brachte ihm auch neue Kämpfe. Das Jahr 1848 war bedeutungsvoll für die reformirte Kirche Frankreichs: seit 85 Jahren trat zum erstenmale wieder eine allgemeine Synode zusammen. Zwei Richtungen waren vertreten:

die eine verlangte, daß durch die Annahme eines neuen Glaubensbekenntnisses und durch Einführung einer kirchlichen Zucht dem Unglauben in der Kirche gewehrt werde. Dieser Antrag fand nicht die Majorität; die unterliegende Minorität schied aus der Landeskirche aus und schloß sich zur freien Kirche Frankreichs zusammen, an ihrer Spitze der Graf Argenor de Gasparin und — Friedrich Monod, der Bruder unsers Monod. Beide Brüder gingen hier in ihren Anschauungen auseinander. Der Gründer der freien Gemeinde von Lyon konnte nach seiner Erfahrung und darauf gegründeten religiösen Ueberzeugung von den vorgeschlagenen Mitteln eine wirkliche Förderung des christlichen Lebens sich nicht versprechen. Aber ein Zeichen echt christlichen Adels ist die Art, wie beide in diesem wichtigen Punkte sich trennende Brüder den Geist der Liebe hochgehalten haben: in ihr persönliches Verhältnis kam auch nicht der leiseste Mißklang. Das kann uns nicht wundern, wenn wir sehen, mit welch hochherzigem Geiste Adolph Monod die ganze Frage in einer Schrift erörterte, welche den Titel trägt: Pourquoi je demeure dans l'église établie (Paris, 1849). Nur einen Satz will ich zur Charakterisirung des Geistes, der durch das Ganze weht, herausheben:

> In der Verhandlung über Prinzipien hat man nicht wirklich triumphirt, wenn man nicht im Kampf der Sache des Gegners alles, was sie vorausHaben mag, zugestanden und dieselbe, wenn ich so sagen darf, idealisirt hat; der christliche Geist ist hier, wie überall, die beste Politik.

Wie weit ist unsre kirchenpolitische Praxis von diesem echt christlichen Grundsatze entfernt! Mit Schmerzen wird es jeder wahre Freund des Evangeliums empfinden. Wie bedeutsam diese Schrift auch gerade für unsre Gegenwart noch sein kann — vielleicht gehen wir gelegentlich näher auf dieselbe ein —, zeigt schon ihre Anlage: sie will vor der Ueberschätzung des „dogmatischen“ und des „kirchlichen“ Elements warnen. Während in der Urgemeinde zu Jerusalem vor allem die Thatsache eines durch göttliches Leben erneuerten Volkes uns entgegentrete, habe in seiner eignen Kirche, so klagt Monod, unter allen Siegen der Lehre die Sache des christlichen Lebens kaum erst begonnen, recht energisch betrieben zu werden. Das sei ein großes Uebel, weil es das göttliche Gleichgewicht des Heiles in Christo störe — groß für die Welt, weil es in ihren Augen das Evangelium, so wahr dieses auch an sich sei, zu einer bloßen Theorie herabsetze, und groß für die Gläubigen selbst, weil dieses Uebergewicht des Dogmas den Glauben fälsche und selber auch zu einer Entartung des Dogmas führe. Er, Adolph Monod, will nicht den „kirchlichen Weg“ gehen, welcher das Wachstum des geistlichen Lebens durch kirchliche Reform erstrebe, sondern „den geistlichen Weg oder den Weg der Geduld, welcher die kirchliche Reform durch Wachstum des geistlichen Lebens erstrebt.“ Er ist sich bewußt, hierin dem Wege seines Meisters selbst zu folgen. Denn auch Christus habe nicht sofort einen kirchlichen Organismus herstellen wollen, sondern er habe seine Jünger nur erst durch ein geistliches Band vereinigt und habe in ihren Herzen die Prinzipien der Wahrheit und Heiligkeit niedergelegt, um so stufenweise die gesamte Gestalt der bürgerlichen sowohl als der religiösen Gesellschaft zu erneuern.

Weit herrlicher noch als in diesen kirchlichen Kämpfen zeigte sich Monods Charakter in der letzten schweren Prüfung, die ihm Gott auferlegte, in seinem zweijährigen fürchterlichen Leiden, welches ihn fast das ganze letzte Jahr seines Lebens an das Bett fesselte. Es war ein Jahr namenloser, immer wachsender Schmerzen, deren einzige Erlösung, das wußte Monod ganz deutlich, nur der Tod sein konnte. Er litt wie ein Christ. Den letzten Rest der schwindenden Kraft stellte er in den Dienst seines Herrn. Allsonntäglich versammelte er außer seiner Familie eine Schar teurer Freunde und Gemeindeglieder um sein Lager, um ihnen das Evangelium zu predigen: ergreifende, gewaltige Stunden, aus dem Munde des Sterbenden bald die demütigsten Bekenntnisse, bald die ernstesten Mahnungen, bald die seligsten Ergüsse der Glaubensfreudigkeit zu vernehmen! Wenn er je die Herzen ergriffen hat, so geschah es hier, wo das Krankenbett seine Kanzel war. „Ich bin sehr leidend,“ sagte er einmal, „aber in der Nacht vom Sonntag zum Montag kann es ja nicht anders sein; es ist dies ein Opfer, das ich gerne dem Herrn darbringe. Wenn ich durch ein verdoppeltes Maß von Schmerzen das Glück erkaufen soll, Gottes Wort zu verkündigen, so geschehe des Herrn Wille.“ Diese Abschiedsreden sind von den Kindern nachgeschrieben und unter dem Titel Les Adieux erschienen. Sie haben den Weg durch die ganze evangelische Christenheit gefunden, denn sie sind köstliche Zeugnisse des Glaubens, der uns mächtig macht. Wie mancher Kranke wird sich schon daran gestärkt haben. Nicht weniger aber gilt dies von den Tagebuchsnotizen dieser qualvollen Zeit. So schreibt er unter dem 8. Dezember (1855):

> O des Schmerzes, leiden zu müssen! O der Gnade, leiden zu dürfen mit Christo! und welch ein Vorrecht für morgen: morgen, das ist bald! Wir reichen schon an sie heran, an die Ewigkeit.

Und der 13. Dezember zeigt folgendes kurze Wort:

> Mein Gott, ich spreche nicht wie der Heide: ‚O Schmerz, du wirst mich nicht zwingen zu sagen, daß du ein Uebel bist‘ — sondern ich sage: ‚O Schmerz, ich werde dich zwingen, zu bekennen, daß du eine Wohlthat bist!‘

Daneben aber stehen herzzerreißende Seufzer des Schmerzes und der Todesmattigkeit.

Endlich nahte sich der erlösende Engel des Todes dem treuen, müden Gottesknecht. Am 6. April 1856 ging Adolph Monod zur ewigen Ruhe ein. Sein Leben endete mit seinem Amte, sein Amt mit seinem Leben. Sein Begräbnis war ein Zeugnis, wie innig er geliebt wurde von allen, die ihn gekannt, wie weithin sein Name genannt und geehrt wurde.

So hat sich der beredte Mund für immer geschlossen, und das tiefe, feurige Auge trifft niemanden mehr; aber noch redet er zu uns, noch trifft er unsre Gewissen in seinen Predigten, die in reicher Anzahl vorhanden sind. Monods Predigten gehören zu der Predigtliteratur, die vor allem den Gebildeten dienen kann und will. Auch uns Deutschen ist eine Auswahl der bedeutendsten Reden zugänglich, welche bereits in zweiter Auflage erschienen ist, aber eine dritte und vierte verdient.*) Wie wollte ich mich freuen, wenn jemand durch diese Zeilen Lust bekommen hätte, nach Adolph Monods Schriften oder seinen Lebenserinnerungen zu greifen. P D

Zur Polenfrage

1

Der numerische Rückgang des Protestantismus und der dem entsprechende numerische Fortschritt des Katholizismus in Westpreußen ist eine allgemein anerkannte Thatsache. Der preußische Staat hat es ja für nötig erachtet, für das in seiner Existenz bedrohte Deutschtum daselbst besondre Schutzmaßregeln zu treffen. Ist aber das Deutschtum bedroht, so ist es auch der Protestantismus; denn beide sind in den ehemals polnischen Landesteilen nahezu identisch: preußen- und deutschfeindlich ist nur der katholische Pole, nie aber der evangelische. In denjenigen Gegenden, in welchen evangelische Polen wohnen, giebt es gar keine Polenfrage. Ich erinnere nur an Masuren, die Kreise Osterode und Rosenberg mit ihren zahlreichen evangelischen Polen. Die wenigen evangelischen Polen in den Kreisen Strasburg und Löbau in Westpreußen halten sich stets zu den Deutschen, stimmen mit ihnen bei kommunalen und politischen Wahlen; dagegen halten sich die aus dem Westen hierher versetzten katholischen deutschen Beamten, wenn sie nicht mit ihrer Kirche gebrochen haben, zu den Polen, und wenn auch einige wenige sich noch scheuen, geradezu mit ihnen zu stimmen, so enthalten sie sich doch der Stimmabgabe. Geschieht das aber schon in Städten bei studirten königlichen Beamten, wie sollen dann die aus dem Westen jetzt hierher versetzten katholischen deutschen Dorfschullehrer den Einwirkungen ihrer Pfarrer, zumal wenn sie Lokalschulinspektoren sind, und den Einflüssen ihrer polnischen Gemeinden widerstehen? Es wird wenige Jahre währen, und auch sie sind polonisirt.

*) Ausgewählte Schriften von Adolph Monod. Aus dem Französischen übersetzt von Dr. Ferdinand Seinecke. 2 Bände. Belhagen u. Klasing, Bielefeld und Leipzig. Preis 5 Mk., geb. 7,50 Mk.

Wie ist es denn aber gekommen, daß das Polentum trotz der preußischen Regierung, trotz der bis zum Vorjahre allerdings nur verborgenen Germanisirungsbestrebungen derselben, das Deutschtum so überflügelt und zurückgedrängt hat?

Bis zum Jahre 1866 gehörten diese Landesteile nicht einmal politisch zum deutschen Reiche. Ich habe als Kind noch in einem weit verbreiteten Leitfaden für Geographie lernen müssen: Polen und Preußen gehören zu Osteuropa, während Deutschland zu Mitteleuropa gehört. Das mag manchem als unbedeutend und nichtssagend erscheinen; aber Thatsache ist, daß noch heute selten ein Deutscher sich hier wohl fühlt. Jeder sehnt sich nach dem Westen, nach der Saale hellem Strande, Thüringens waldumkränzten Bergen, den Rebhügeln des Rheins. Die Städte Posens und Westpreußens, von welchen Provinzen einst Friedrich der Große sagte, daß sie in kultureller Beziehung hinter Kanada zurückstünden, sind ihm noch heute „polnische Löcher." Selbstverständlich führt der Erwerb, bez. der Befehl der Regierung immer wieder deutsche Bürger und Beamte hierher; aber wenn nicht sie selbst, so ziehen doch gewiß ihre Söhne zurück nach Deutschlands Westen. Nach Posen und Ostpreußen werden aus Westpreußen sehr wenige Taufscheine verschickt, viele aber nach andern Teilen des deutschen Vaterlandes. Auf einer Versammlung des Posenschen Hauptvereins der Gustav-Adolf-Stiftung teilte ein Geistlicher der Provinz mit, daß in seiner großen Gemeinde nur 5, schreibe fünf Familienväter seien, die in derselben geboren wären. So ist es denn gekommen, daß wir in dieser Gegend fast gar keinen deutschen Mittelstand mehr haben; an dessen Stelle sind Juden und Polen getreten. Letztere sind dank der Fürsorge der preußischen Regierung wirtschaftlich in dem letzten Jahrhundert bedeutend vorgeschritten. Und das ist eben das Tragische bei der Angelegenheit: die polnischen Handwerker, Aerzte, Juristen, alle, welchen es möglich geworden ist, sich aus dem Proletariat allmählig emporzuarbeiten, verdanken alles der preußischen Regierung — und nun kommt die römische Geistlichkeit, gründet Gesellen-, Handwerker-, Vorschußvereine und weiß den polnischen Mittelstand gegen seinen größten Wohlthäter so aufzustacheln, daß er ihm mit dem größten Undank seine Wohlthaten vergilt. Darin ist wahrlich die sittliche Größe des preußischen Staates und seiner Regierung diesem schmachvollen Treiben der römischen Geistlichkeit gegenüber bewundernswert, daß er sich durch solche Erfahrungen in keiner Weise beirren läßt, nach wie vor mit liebender Sorgfalt für seine polnischen Unterthanen einzutreten. Es kann auch nicht zweifelhaft sein, daß es ihm doch endlich gelingen wird, seine Zwecke zu erreichen und die Polen zu guten preußischen Unterthanen zu erziehen.

Wie wenig die Beamten hier seßhaft werden, beweist des oben genannten Pfarrers Mitteilung, daß er während der Zeit seiner dreizehnjährigen Wirksamkeit schon acht Landräte am Orte gehabt habe. Gern kommt kein Beamter hierher, und es ist kein Märlein, daß die Referendare, wenn sie in Berlin ihr Examen bestanden haben, eine Gänsehaut überläuft, sobald sie den Hexameter hören:

Schrimm, Schroda, Bomst, Meseritz, Krotoschin, Schönlanke, Filehne.

Ich möchte wahrlich keinem Beamten zu nahe treten; aber gefunden habe ich bisher noch niemanden, der dem polnischen Abgeordneten zu widersprechen sich für verpflichtet erachtete, welcher im Abgeordnetenhause die Behauptung aufstellte: Diese Provinzen sind, was die Beamten betrifft, das Eldorado der Mittelmäßigkeit. Junge Leute kommen wohl nie aus Neigung hierher — abgesehen natürlich von Polen —; wenn sie kommen, thun sie es, um hier recht bald eine Stelle zu erhalten. Bewähren sie sich als tüchtig, werden sie bald ihren Wünschen gemäß durch eine Stelle in einer andern Provinz belohnt; wenn nicht, müssen sie bleiben; manche werden hierher wohl gar strafweise versetzt. Einem hohen Verwaltungsbeamten entschlüpfte in einem unbewachten Augenblicke, als er noch Landrat im Posenschen war, das Wort: „Ach was, die Pfarrer hier sind ja nur solche zweiten Grades!" Die Verhältnisse sind hier aber derartig und erfordern es gebieterisch, daß man nur die besten für gut genug halten sollte, hier ein Amt zu bekleiden, und um sie hier zu fesseln, sollte man, wenn nicht andre Mittel dazu zu Gebote stehen, es wenigstens dadurch thun, daß man sie in materieller Hinsicht besser stellt, als ihre Genossen in den alten Provinzen. Auch sollte man nur evangelische Beamte anstellen, und zwar solche, die ein ausgeprägt kirchliches Interesse haben, Personen, denen ihr Glaube und ihre Kirche etwas wert ist.

Viel ist kirchlicher- und staatlicherseits bisher auch darin gefehlt, daß man die Polen, d. i. Katholiken, durch alle möglichen Liebesbeweise auszuzeichnen und zu gewinnen suchte. Freilich haben die Sanftmütigen die Verheißung, daß sie das Erdreich besitzen sollen; aber diese Auszeichnungen, dieses Nachgeben unbegründeten römischen Ansprüchen gegenüber ist keine Sanftmut mehr und ist darum auch ohne Erfolg, ja von Nachteil gewesen. Charakteristisch für die Stellung der katholischen Kirche hierzulande ist folgendes: Ein Geistlicher der Provinz Westpreußen, ein Superintendent und königlicher Kreisschulinspektor, hat eine Chronik seiner Gemeinde geschrieben. Aus derselben ersieht man, daß im Jahre 1534 die ganze Stadt mit ihrem Pfarrer evangelisch geworden ist; bis zum Jahre 1598, der sogenannten polnischen Kontrareformation, blieb die evangelische Gemeinde im Besitz der Pfarrkirche; dann wurde ihr diese genommen und den Katholiken übergeben. Von nun an bis zum Jahre 1772, als die Stadt in der ersten Teilung Polens preußisch wurde, ist die Geschichte der Gemeinde eine ununterbrochene Märtyrergeschichte. Die Leiden der Gemeinde werden so geschildert, daß man auf jeder Seite merkt, wie wehe es dem Chronisten thut, daß sie so viel hat erdulden müssen. Seit dem Jahre 1772 stehen nun die beiden Gemeinden gleichberechtigt neben einander. Da kommt in den dreißiger Jahren der Bischof von Kulm in die Stadt. Der evangelische Pfarrer war Kreisschulinspektor, und ohne sein Wissen konnte der Bischof nicht gut die Schulen, wie er wollte, revidiren; er schickte darum am Morgen dem evangelischen Pfarrer seine Karte. Aus Freude darob ist dieser nun schier außer sich geraten. Er verewigt solches in der Chronik unter der Aufschrift: Einst und jetzt. Er geht natürlich sogleich in das katholische Pfarrhaus, dem Bischof seinen Gegenbesuch zu machen, begleitet ihn in die Schulen, weiß es so einzurichten, daß der Bischof mit seinen Begleitern in die evangelische Kirche gehen muß: der Küster hatte dazu den ganzen Vormittag in den geöffneten Pforten der Kirche stehen müssen. Ja, beim Abschiede sagte der Bischof sogar: „Der Herr segne Sie." Und dieser selbe durch ein wenig Bischofsgunst so hoch entzückte Superintendent stellt sich an einer andern Stelle der Chronik das Zeugnis aus, daß er nie durch Nachgiebigkeit gegen den Katholizismus um die Gunst seiner Bekenner gebuhlt habe, und man weiß auch nichts davon zu berichten, daß er irgend wie in andrer Weise die Fahne des Protestantismus nicht hoch genug gehalten habe. Bezeichnender noch ist Folgendes. Als ich einmal einem hohen Würdenträger der evangelischen Kirche berichtete, daß, wenn ein höherer Verwaltungsbeamter einmal in der Stadt sei und, um die Geistlichen kennen zu lernen, sie besuche, er stets bei dem evangelischen Pfarrer vorbeiginge, um zuerst zum katholischen zu kommen, fragte er mich, ob N. N. das auch gethan habe; als ich es bejahte, fuhr er ganz naiv fort: „Also will er auch noch Karriere machen." Man traut eben der römischen Kirche ungemeinen Einfluß zu.

Die römischen Pfarrer sind in Westpreußen durchweg sehr gut gestellt. Sie können ein Haus machen, das zieht. Die jungen Beamten finden bei ihnen nicht nur guten Wein, auch sehr angenehme Gesellschaft; die evangelischen Gutsbesitzer kommen gern zu ihnen, freuen sich und schätzen es sich zur Ehre, sie als Gäste in ihrem Hause begrüßen zu können. In den meisten Fällen stehen die katholischen Kirchen, bez. Pfarreien, unter staatlichem Patronat; der Fiskus hat bedeutende Summen dafür zu zahlen: für die evangelischen hat er sehr wenig gethan. Evangelische Pfarrstellen sind fast gar nicht mit Landdotation ausgestattet; die Pfarrer bekommen ein sehr geringes Gehalt aus der Kirchenkasse, etwa 600 Mark, und das müssen ihre Parochianen durch direkte Steuern aufbringen; alles andre kommt durch Stolgebühren ein. Da fällt es denn dem katholischen Geistlichen, der seine Pfarrhufen für 6- bis 9000 Mark verpachtet hat, leichter,

sich mit einer geringen Stoltaxe zu begnügen, als seinem evangelischen Kollegen; er kann auch wohl auf die niedrigen Gebühren für die Taufe ganz verzichten; die hohen Gebühren für Begräbnisse — zu deren Aufbringung oft bei evangelischen Pfarrern gebettelt wird — entschädigen ihn ohnehin. Wohnt nun eine evangelische Tagelöhnerfamilie von ihrem Pfarrorte drei Meilen entfernt — und das ist ja nicht selten bei Parochien, zu denen außer der Stadt noch achtzig Ortschaften gehören — und wird in der evangelischen Kirche die katholische Taufe anerkannt, so ist doch die Versuchung, besonders im kalten Winter, das Kind in der katholischen Kirche des Wohnortes taufen zu lassen, wahrlich keine kleine; der evangelische Teil in einer Mischehe kann ihr nie widerstehen. Das Kind kann ja später immer noch evangelisch erzogen werden. Ist es aber einmal in der katholischen Kirche getauft, so betrachtet diese es als ihr zugehörig, und für die evangelische ist es verloren. Im Wohnorte ist ein katholischer Pfarrer; das Kind braucht nur über die Straße einen Sommer hindurch zum Katechumenen-Unterrichte zu gehen: wäre es da nicht grausam, wenn der evangelische Vater von der katholischen Mutter verlangen wollte, sein schwächliches Kind den ganzen Sommer und Winter hindurch drei Meilen weit zum evangelischen Konfirmandenunterricht zu schicken? Und nun verlangen die evangelischen Pfarrer noch gar, daß die Kinder lesen und schreiben können, wenn sie zum Unterricht kommen, ja daß sie viel lernen sollen, wenn sie eingesegnet werden wollen! Auf diese Weise ist ein bis zum Jahre 1835 fast ganz evangelisches Dorf katholisch und, was dasselbe sagen will, polnisch geworden. Der evangelische Pfarrer wies mehrere Kinder wegen zu geringer Kenntnisse von der Einsegnung zurück: sie wurden darauf katholisch; ihnen folgten die Geschwister, die Eltern, andre Verwandte, und nicht gar zu lange währte es, so war das ganze Dorf polnisch und ist es noch heute.

Die hiesige Bevölkerung steht immer noch auf einer sehr niedrigen Kulturstufe. Aeußerer Glanz imponirt ihr, und den weiß die römische Kirche aufs beste zu entfalten. Dadurch macht sie schon Stimmung für sich, und diese wird noch günstiger, wenn angesehene Personen und Behörden, wie sie es wenigstens bisher beliebten, der römischen Kirche mehr Ehre erweisen als der evangelischen. Ein entschiedenes Bekenntnis evangelischer Beamter zur evangelischen Kirche würde seinen Eindruck auf die Polen nicht verfehlen. Aber auch die evangelische Kirche selbst müßte selbstbewußter auftreten. Dürften die Pfarrer hier nur in der Mischehen-Angelegenheit mit Ernst und Entschlossenheit vorgehen gegen die, welche in einer andern Konfession ihre Kinder erziehen lassen — ich bin überzeugt, die Resultate würden erstaunlich sein. Wir wollen, sagen die Evangelischen ja ganz richtig, den ehelichen Frieden nicht stören; also, folgert man auf der andern Seite, können wir verlangen, was wir wollen. Die Evangelischen, sagt man weiter, geben ja zu, daß ein Katholik selig werden kann, die Katholiken aber behaupten, es wird nur ein Katholik selig; wird also ein Evangelischer katholisch, tröstet er sich leicht: ich kann ja auch nach Ansicht meines bisherigen Pfarrers selig werden; der Katholik aber besinnt sich sehr, evangelisch zu werden, da er von Kindheit an gehört hat, die Evangelischen kommen in die Hölle, und der evangelische Pfarrer ist ja, so gut wie der Teufel, ein Beförderer der Seelen zur Hölle, wie es gelegentlich von katholischen Kindern in evangelische Pfarrhäuser hineingerufen wird.

Daß auch bei den Evangelischen wenig Widerstandskraft gegen den Aberglauben vorhanden ist, wird man zugeben, wenn man erfährt, daß wohl der vierte Teil der hiesigen Bewohner des Lesens und Schreibens nicht kundig ist. Manche evangelische Pfarrer haben den Aberglauben geduldet und thun es vielleicht auch noch jetzt. Ist mir doch oft das Ansinnen gestellt worden, Abendmahlswein als Medizin für Kranke zu geben, und meine Weigerung stets damit zu entkräften gesucht worden, daß es mein Vorgänger gethan habe. Sollte ich doch auch für Verstorbene noch zwölf bis zwanzig Jahre nach ihrem Tode Fürbitten halten! — Einem armen Tagelöhner stirbt eine Tochter von dreizehn Jahren; er wohnt in einem katholischen Dorfe. Die elfjährige Schwester der Heimgegangenen erkrankt an derselben Krankheit: man rät den Eltern, ihr Abendmahlswein zu geben, der sie gesund machen würde. Sie bitten bei mir darum ohne Erfolg; nun sollen sie es beim katholischen Pfarrer versuchen; ja der giebt ihn nur an Katholische! Das Kind, sagt man weiter, würde gesund werden, wenn die Eltern diesen oder jenen Heiligen anriefen! Man versetze sich in die Lage der geängsteten und um das Leben ihres zweiten Lieblings besorgten Eltern! Sie sind aber standhaft geblieben. — Eine arme, etwa fünfundsiebzigjährige Greisin steht in Gefahr zu erblinden: „Werde katholisch, und du behältst dein Augenlicht," wird ihr immer wieder und wieder zugerufen. Sie thut es. Bei ihrem Uebertritt sagt der amtirende Pfarrer: „Rufe nur die heilige Jungfrau an, und dir wird geholfen werden"; er meinte es geistlich, die Frau verstand es leiblich.

Man leistet das unsinnigste Zeug in Verleumdung gegen die evangelischen Pfarrer und Luther. Mit hiesigen Verhältnissen nicht Vertraute meinen vielleicht: das schadet nichts; aber steter Tropfen höhlt den Stein, und besonders den, der keine Festigkeit hat. Wo aber in aller Welt sollen die unter lauter Polen wohnenden Evangelischen, die täglich polnisch sprechen müssen, polnische Sitten sehen, jährlich vielleicht ein- oder zweimal zur Kirche kommen können, sie hernehmen? Der katholische Pfarrer macht persönlich bei Evangelischen keine Propaganda; aber die Gemeindeglieder werden vom Beichtstuhl aus so geleitet, daß er das nicht nötig hat. Eine evangelische Frau, deren katholischer Mann Tischler ist, sagte mir neulich: „Unsre Kinder würden ja evangelisch werden — aber dann müßten wir alle verhungern; Arbeit bekäme mein Mann dann im Dorfe nicht mehr." Würde man das einem katholischen Pfarrer mitteilen, würde er gar kein Bedenken tragen, sich äußerst sittlich entrüstet über solche Vergewaltigung auszusprechen; verraten wird ihn ein Gemeindeglied nie. !

Die Nürnberger Gustav-Adolf-Festtage

2. Festbericht

Nachdem die Mitglieder des Zentralvorstandes schon Montag und Dienstag Vormittag der Beratung gepflogen, begann am 13. September nachmittags 3 Uhr in dem großen und so eigenartigen Rathaussaale das eigentliche Fest mit vierfacher Begrüßung des Vereins seitens des Lokalkomitees, der Provinzialkirchenbehörde, der Regierung und der Stadt, welche letztere durch den ersten Bürgermeister Freiherrn von Stromer vertreten war. Es mußte besonders wohlthun und auffallen, daß die königliche Regierung von Mittelfranken in dem katholischen Lande Baiern ihren auf Urlaub abwesenden Rat von Goetz herbeigerufen, um auszusprechen, wie sehr sie der Versammlung Bedeutung beimesse, während im Vorjahre die preußische Regierung zu Düsseldorf trotz örtlicher Anwesenheit ihres Präsidenten nichts derart für nötig erachtet hatte. Als dann der Erzbischof kam — ja das war freilich etwas andres.

Durch die Erwiederung des Präsidenten Geheimenkirchenrats D. Fricke, die Festpredigten, den Toast des Hofpredigers Rogge auf Nürnberg, „von wo der Adler seinen Flug zum deutschen Kaiserthron" genommen, die Heimat-Sehnsuchtslaute des Siebenbürgenbischofs D. Teutsch, durch die ganze Feier wehte jener Hauch erhebender Erinnerung an eine große Vergangenheit, dem wir in unsrer Einleitung Ausdruck verliehen und dem die schöne, wahrhaft festliche Gegenwart entsprach. Fast tausend Festgäste haben sich eingeschrieben; eine Fülle, eine nie gesehene glänzende Fülle kostbarer Geschenke — darunter ein ganzer Altar, Harmonium, vier Glocken, Kirchengefäße, Bilder- und andre Bibeln, zusammen nicht weniger als 112 Nummern — harrt der Verwendung; am ersten Abend ist der Festraum der Rosenau so von der Bürgerschaft erfüllt, daß die Auswärtigen gar nicht Platz finden; den zweiten Abend hat die Stadt durch Musik und herrliche Beleuchtung und Feuerwerk zum „Festabend" gemacht; vor allem köstlich sind doch die Gottesdienste, reich ausgestattet mit allen liturgischen Mitteln, verschönt durch edle Sangeskunst, im Mittelpunkte die wie selten würdig entsprechenden Predigten. Die erste hielt Pastor D. Hölscher aus Leipzig in Sankt Sebald über das Wort des ersten Johannisbriefes: „Wir haben

erkannt und geglaubt die Liebe, die Gott zu uns hat; Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm. Und dies Gebot haben wir von ihm, daß, wer Gott liebt, daß der auch seinen Bruder liebt"; die andre in Sankt Lorenz Oberkonsistorialpräsident D. von Stählin aus München über Röm. 8, 31 f.: „Unser Kampf- und Siegesruf: Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?" Innig und sinnig klang dort die Mahnung des Jüngers vom Herzen Jesu: „Lasset uns bleiben in der Liebe; denn sie ist unsers Herzens Schatz und höchste Seligkeit, unsrer Kirche Schutz und freudigster Trost, unsers Vereins Trutz und reichste Kraft"; mächtig wirkte hier die Predigt des Leiters der bairischen Kirche, von der Höhe seiner überblickenden Stellung, aus den Tiefen der Geschichte in die Tiefe der Herzen, eine Fülle von Gedanken aufrollend; beide am wirksamsten, wo sie von der Glaubensgewißheit, von der Segenskraft des Wortes Gottes zeugten, welches allein als solches sich überzeugend am Gewissen des Menschen offenbart. Nach der ersten Predigt durften Sonntagsschülerinnen, Konfirmandinnen, Zöglinge der Handelsschule und des humanistischen Gymnasiums, diese letzten mit lateinischer und ebenso beantworteter Ansprache, Gaben überreichen — ein das Gemüt fesselnd ergreifendes Bild.

Dem Jahresbericht Dr. von Criegerns entnehmen wir die wichtigsten Mitteilungen. Mit 44 Hauptvereinen, 1764 Zweigvereinen, 421 Frauenvereinen ist der Verein in das Geschäftsjahr eingetreten; 17 neue Zweig-, 8 neue Frauenvereine sind hinzugewachsen, drei davon in Siebenbürgen; auch Kindervereine entstehen. Die Einnahme beträgt 91399 Mark mehr als im Vorjahr: 802491 Mark — gegen 711092 Mark im Vorjahr — haben die Hauptvereine eingesandt. Acht Vermächtnisse hat der Zentralvorstand empfangen im Betrage von 19640 Mark — [im vorigen Geschäftsjahr zwölf mit zusammen 18047 M.]; die Hauptvereine, welche im vorausgehenden Jahre 125 Vermächtnisse mit 86281 M. erhielten, haben diesmal 110 Vermächtnisse mit 71367 Mark. Seit seiner Gründung (1832) hat der Verein nun 21158636 Mark an 3324 Gemeinden, wovon 1879 deutsche, verteilen dürfen: 1398 Kirchen, Bethäuser, Türme, 691 Schulhäuser, 450 Pfarrhäuser, 366 Konfirmanden-, Waisen- und Diakonissen-Anstalten, 53 Seminarien wurden erbaut, 63 Friedhöfe angelegt. Das augenblickliche Bedürfnis umfaßt den Bau von 314 Kirchen, 142 Schulen, 110 Pfarrhäusern und die Bezahlung von 3406310 Mark Schulden. Ausgeschieden im letzten Jahre sind 22 Gemeinden — gegen 24 im Vorjahre — aus der Vereinspflege; an Kirchengebäuden vollendet 21; Schuleinweihungen haben stattgefunden 7 (im Vorjahre 5). Die Zahl der bittenden Gemeinden — um 78 gewachsen — hat sich auf 1402 erhöht, jenen 22 ausgeschiedenen gegenüber eine sehr hohe Ziffer. In der Deputirten-Versammlung hatte der Vorsitzende des Wiener Zweigvereins, Kaufmann Asche, über die österreichische Pensionsanstalt [„die größte That des Gustav-Adolf-Vereins in Oesterreich", sagte er — ihrer sind aber viele gewesen —] Bericht erstattet und knüpfte daran folgende Darlegung und Bitte: Durch das Inslebentreten der Pensionsanstalt der österreichischen evangelischen Kirche geht der Jubiläumsfonds (von 1881: Toleranzedikt 1781) an dieselbe über; es entfällt dadurch die Verteilung von Zinsen aus dem Jubelfonds an emeritirte Pfarrer, Lehrer, Pfarrer- und Lehrer-Witwen und Waisen. Um nun diese Gaben, die seit sechs Jahren an 114 Personen mit rund 6000 M. verteilt worden sind, jenen wahrhaft Bedürftigen und der Unterstützung Würdigen auch ferner zukommen zu lassen, also ihnen nicht entziehen zu müssen, werden die Vereine, in erster Reihe die Frauenvereine, herzlichst und dringend gebeten, dem Zentralvorstande für diesen Zweck eigens bestimmte Beiträge einsenden zu wollen. Hier kann wirklich unsäglich bitterer Not abgeholfen werden.

Es ist nicht möglich, alle einzelnen Hilferufe der Diaspora, wie sie am 14. und 15. September für Spanien (durch die Pfarrer Fliedner und Rüter), die Mainzer Diaspora, Oberschlesien, die Waldenser (Professor Comba aus Florenz), Belgien (Pfarrer Meyhoffer) u. s. w. laut wurden, wiederzugeben. Von D. Fabri aus Godesberg, dem sich Pfarrer Dr. Rotermund aus San Leopoldo aus Brasilien*) anschließt, wird der Blick auf die überseeische Zerstreuung gerichtet: viele Deutsche gehen dort durch geistliche Verwahrlosung der evangelischen Kirche nicht nur, sondern auch ihrer Nationalität verloren; der Vorsitzende wünscht dazu Bildung von besondern Hilfskomitees, wenn auch der Gustav-Adolf-Verein dieser Arbeit sich nicht ganz entziehen wolle.

Den Bericht über das große Liebeswerk erstattete Hofprediger D. Rogge aus Potsdam. Die Gemeinden, welche zur Wahl standen, sind unsern Lesern sämtlich des näheren bekannt. Die große Gabe betrug 17889 M.; jede der unterliegenden sollte 6077 M. erhalten. Den Sieg gewann Ramsau mit 67 Stimmen; Hayingen folgte mit 43, Elversberg mit 38. Nach dieser Entscheidung erhob sich der Deputirte des Magdeburger Frauenvereins, Kaufmann Otto Pilet, um zu erklären, daß die von vielen Tausenden besuchten Lutherfestspielvorstellungen daselbst bedeutende Ueberschüsse ergaben, von denen ein mäßiger Betrag für die Magdeburger Armen abgezweigt worden, der Rest aber von ihm einer der deutschen Gemeinden zu überreichen sei, welche um das Liebeswerk gestritten: so bevorzuge er denn aus dem doppelt kirchlichen und nationalen Gesichtspunkte Hayingen in Lothringen. Unsre Leser werden leicht ermessen, mit welcher Spannung diese Vorgänge von der gesamten, außerordentlich zahlreichen Versammlung verfolgt wurden — nicht am wenigsten von den anwesenden Damen.

An den Regenten Baierns und den deutschen Kaiser gerichtete Telegramme — das letztgenannte sprach zugleich die Fürbitte für volle Genesung des Kronprinzen aus — wurden huldreichst von beiden Fürsten erwiedert.

Für das nächste Jahr wurde die einzig vorliegende Einladung nach Halle in der Provinz Sachsen angenommen. Noch nie haben wir bei diesen Versammlungen die Teilnehmer so treu bis zum Ende ausharren sehen. Eine sehr zahlreiche Volksversammlung, in der noch Ansprachen über das Gustav-Adolf-Werk gehalten wurden, schloß die schönen Tage. H

Begräbnis und Gräberschmuck bei den alten Christen

Nichts gewährt dem Geschichtsforscher größeren Reiz, als die großen Wendepunkte der Geschichte fest ins Auge zu fassen, das entstehende Neue mit dem zurückgedrängten Alten zu vergleichen und, soweit es seiner Erkenntnis und Beurteilung möglich ist, die Verbindungslinien zwischen beiden herzustellen. Bei aller begeisterten Anerkennung für das neue Element, welches das vor ihm gewesene oft überbietet, oft sich in den schneidendsten Gegensatz dazu setzt, dürfen wir ein geschichtlich Gegebenes nicht von den Gesetzen der Entwicklung loslösen, sondern wir müssen, wollen wir es überhaupt nicht unserm menschlichen Verständnisse ganz entziehen, den Zusammenhang mit dem früheren suchen.

Den größten Wendepunkt in der Geschichte bezeichnet das Eintreten des Christentums in die Welt. Von jeher haben sich daher der Zeit von dessen erstem Auftreten die bedeutendsten Forscher mit dem größten Interesse zugewendet und die Frage zu beantworten gesucht: Wie verhält sich das Christentum zu der jüdischen, zu der griechisch-römischen Kulturwelt? Was hat es von diesen Vorgängern aufgenommen, was zurückgestoßen? Es versteht sich von selbst, daß die Beantwortung verschieden ausfallen muß nach den verschiednen Spezialgebieten, für die sie gesucht wird, anders, wenn man nach dem religiös-sittlichen Gehalte der neuen Religion fragt, anders, wenn man die Kulturformen untersucht, die das Christentum in den ersten Jahrhunderten aufweist. Die geistigen Erkenntnisse, die sittlichen Grundsätze, das ganze Herzensleben können anders geworden sein, ohne daß sich deswegen die äußeren Lebensgewohnheiten sonderlich geändert haben müssen. Auge und Hand folgen gewöhnlich nur langsam dem weit vorausgeeilten Verstande und Herzen nach.

Einen Ausschnitt aus dem Kapitel von dem Verhältnisse der christlichen Kulturwelt, der christlichen Sitte, der christlichen

*) Eine eingehende Bitte dieses Herrn werden wir in nächster Nummer veröffentlichen. D H

Kunst zu Kultur, Sitte und Kunst der Vorgänger, und gewiß nicht den kleinsten und unbedeutendsten, giebt Pastor Dr. Adolf Hasenclever in seinem voriges Jahr erschienenen trefflichen Buche: Der altchristliche Gräberschmuck.*) Arbeiten auf dem Gebiete der altchristlichen Archäologie sind bei der gerade hier vorhandnen großen Verschiedenheit der Meinungen und der außerordentlichen Lebhaftigkeit, mit welcher hier der Kampf geführt wird, nicht leichte zu nennen. Es fällt oft schwer, der Leidenschaftlichkeit unsrer Gegner, wie ihrer römisch dogmatischen Voreingenommenheit gegenüber den ruhig sachlichen Ton innezuhalten. Es sei hierbei nur an die Polemik in der Schrift des Monsignore de Waal in Rom (zuerst in der Germania, dann separat erschienen) gegen Pastor Rönneke erinnert, die dem literarischen und gesellschaftlichen Anstande einfach ins Gesicht schlägt. Um so mehr verdient die ruhige Auseinandersetzung mit den Leuten andrer Ansicht, die möglichste Beschränkung auf das Sachliche durch Hasenclever Zustimmung und Anerkennung.

Für ihn ergiebt die Nebeneinanderstellung der Kunst der alten Christen, wie sie sich auf den Gräbern entfaltet hat, mit der sepulkralen Kunst der heidnischen Antike dies: „Der altchristliche Gräberschmuck ist wesentlich Ornamentik, nicht Symbolik; was aber von Symbolik darin sich findet, ist erst aus einer Kombination der vorhandenen Figuren mit christlichen Ideen entstanden. Die Figuren haben diese Symbolik geschaffen; nicht aber hat die Absicht, Symbole darzustellen, die Figuren geschaffen." Fällt damit die These der Vertreter der neueren römischen Katakombenforschung, daß die Bilder der Katakomben ein bestimmtes System kirchlicher Lehren darstellen, den Gläubigen belehrend, dem nicht Eingeweihten aber durch die symbolische Form die Glaubenswahrheiten verhüllend, so ist auch die andre mit der ersten eng zusammenhängende Behauptung, daß die Bildwerke unter klerikaler Leitung entstanden seien, nicht mehr zu halten.

Man wird über den einen Teil des Sepulkralwesens eine richtige Beurteilung nicht gewinnen, wenn man nicht alle übrigen der Betrachtung unterzieht. Die Frage nach der Bedeutung des altchristlichen Gräberschmuckes läßt sich nur durch eine genaue Vergleichung des gesamten Begräbniswesens der Christen mit dem ihrer Vorgänger beantworten. Daher untersucht der Verfasser das vorchristliche Sepulkralverfahren bei Juden, Griechen und Römern. Es ist bekannt, daß wir noch keine umfassende Arbeit über Begräbnis und Bestattung bei den vorchristlich-heidnischen Völkern haben. Wie dankenswert, wenn sie einmal geschrieben würde. Es ist eins der wichtigsten Kapitel in der Geschichte der Menschheit. Nirgends zeigt sich im Altertume eine größere Sorgfalt, Peinlichkeit, als in der Behandlung der Toten. Schon die Beispiele der drei hier allein behandelten Völker, Juden, Griechen und Römer, mit ihren sehr strengen Gesetzesvorschriften, mit den für das Bestatten üblichen Ausdrücken beweisen es. Griechen und Römer schmücken von Anfang an ihre Gräber; die Juden folgten, wie in der Anlage der Grabstätten, so selbst in ihrer Verzierung römischem Beispiele, wie die jüdischen Katakomben in Rom das zeigen. In den Darstellungen auf den Gräbern sind bei den Griechen die Beziehungen auf Tod und Jenseits unverkennbar; indes haben die älteren, also die national griechischen — und sie sind in der Mehrzahl — alle die Eigentümlichkeit, daß sie den Verstorbenen in den Bildwerken in dieselben Verhältnisse setzen, welche ihn im Leben umgaben. Noch mehr steht der Gedanke, daß die Grabkammer das Haus sei, in welchem der Verstorbene nun ewig wohne, und das daher möglichst wohnlich eingerichtet werden müsse, im Vordergrunde bei den Römern. Daher sind die Ausmalungen der Gräber, daher das Niederlegen der verschiedenartigsten Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens im Grabe zu erklären. Seltener sind Beziehungen auf Tod und Jenseits, die auch aus der Mythologie entlehnt werden. Der ganze Charakter des Sepulkralwesens, die ganze geistige und künstlerische Richtung der Römer war einem Symbolisiren nicht günstig. Ihre Kunst ist mehr reproduktiv, darum haben selbst Szenen mit ursprünglich sepulkraler Bedeutung schließlich nur noch dekorativen Wert, wie auch ihr häufiges Vorkommen auf andern als Grabmonumenten beweist. — Zur Zeit, als das Evangelium nach Rom kam, war die Verbrennung allgemeine Sitte, wohl aus ökonomischen Gründen. Die letzte Bestattung ist, so viel wir wissen, die der Cäcilia Metella. Poppäa Sabina, Neros Gemahlin, wurde beerdigt, wohl weil sie jüdische Proselytin war; aber das wird als große Ausnahme berichtet.

Wie stellten sich die Christen in diesen Fragen? Wie sie sich durchaus nicht loslösten von den Sitten und Gebräuchen des Lebens in den betreffenden Gegenden, soweit diese nicht mit ihren Glaubensüberzeugungen in Widerstreit kamen, so haben sie auch bei den Begräbnissen die antiken Anschauungen teils festgehalten, teils abgelehnt. Daher verwarfen sie energisch die Verbrennung als dem Glauben an die leibliche Auferstehung nicht so förderlich, als der Heiligkeit der Glieder des menschlichen Leibes zuwider, die, wie Augustinus sagt, Gefäße und Organe des Heiligen Geistes gewesen seien, und als dem Beispiele des Herrn zuwider. Daher sträubten sie sich gegen eine Bekränzung der Leiche als durchaus unchristlich. Und die christliche Bruderliebe verwarf die bei den Heiden auch im Tode fortgesetzte Trennung zwischen Reichen und Armen. Gemeinsam waren die Grabanlagen, die monumentale Bestätigung des Wortes: Hier ist nicht Jude noch Grieche, nicht Knecht noch Freier, nicht Mann noch Weib; ihr seid allzumal Einer in Christo.

Aber ebenso groß ist auch das Gemeinsame: wie bei den Römern Kollegien sich für Bestattung auf gemeinschaftliche Kosten gebildet hatten, so haben sich auch die Christen sicher zu solchen Funeralkollegien zusammengeschlossen. Die Hochschätzung des Begräbnisses, die Behandlung des Toten vom Augenblicke des Todes an bis zur Beerdigung, die Oertlichkeit für das Begräbnis sind dieselben; die Beisetzungsfeierlichkeiten sind ähnlich — nur das spezifisch Heidnische mit christlichem Inhalte erfüllt — besonders aber die Vorkehrungen, die man traf, um das Andenken an die Verstorbenen aufrecht zu erhalten: die Feier des neunten Tages, des jährlichen Gedächtnistages, das Spenden von Wohlgerüchen, Blumen, Libationen an den Gräbern, Almosen zum Andenken an die Verstorbenen, Mahlzeiten an den Gräbern. Hier liegen auch die Wurzeln der späteren Verderbnis. Heidnische Feste werden, nur mit christlicher Etikette versehen, aus der Antike herübergenommen; all die späteren abergläubischen Gebräuche, nicht minder wie die gegen alles Maß verstoßenden Festlichkeiten, die Seelenmesse wie die Völlereien an den Gräbern haben hier ihren Ursprung.

Nach dem allen läßt sich erwarten, daß sich auch in der bildlichen Ausstattung der Gräber große Uebereinstimmung zeigt: in der Malerei ist die unmittelbare Herübernahme antiken Bildschmuckes in manchen mythologischen Szenen, auch in der Figur des Orpheus ersichtlich, ferner in den verschiednen Personifikationen, sowie der Pflanzen- und Tierornamentik. Nur diejenigen von diesen Bildern, welche der christlichen Gemeinde aus den heiligen Schriften vertraut waren, haben frühzeitig allgemein verstandene symbolische Bedeutung gehabt: das Lamm und die Taube; von andern Gegenständen läßt es sich nur beim Anker nachweisen. Hasenclever sucht nun auch bei den einzelnen figürlichen Szenen die Entlehnung aus der Antike nachzuweisen und gerade die Wahl dieses und jenes Gegenstandes daraus zu erklären, daß ein Analogon in der heidnischen Kunst vorhanden war. Aber hier geht er zu weit. Gewiß improvisirt sich keine Kunst, zumal nicht, wenn die Vorbedingungen keine günstigen sind. Gewiß ist es auch, daß in unsrer altchristlichen Kunst viel mehr Handwerksarbeit vorhanden ist, als wir bis jetzt annehmen mochten, und daß schon von diesem Gesichtspunkte aus eine starke Anlehnung, auch Entlehnung sich erklärt. Aber wir haben für einen so völlig neuen Stoffkreis, wie wir ihn in der Kunst der alten Christen finden, doch nicht nur als Quelle die heidnischen Vorbilder. Es kann in der Hauptsache doch allein von der formalen Gestaltung durch diese die Rede sein. Was hat die Szenen geschaffen? Welches ist der sie verbindende Gedanke?

Es ist nichts andres so lebendig in dem Herzen unsrer alten Christen gewesen, als die Hoffnung der Auferstehung und der Glaube an die vom Tode befreiende Wundermacht Gottes, wie sie sich in den zahlreichen Beispielen im Alten und Neuen

*) Der altchristliche Gräberschmuck. Ein Beitrag zur christlichen Archäologie. Braunschweig, Schwetschke und Sohn, 1886. 264 S.; 5 M.

Testamente erwiesen. Darum betet die Gemeinde in den uralten Sterbegebeten, wie wir sie zum Teile auf Gräbern wiedergefunden haben: „Herr, errette meine Seele, wie du Daniel von den Löwen, Susanna vom falschen Zeugnisse, Jonas aus dem Bauche des Ungetümes, Lazarus von den Toten erweckt hast.“ Diese Worte und andre, in gebundener und ungebundener Rede, viele zu Liturgien verwendet, waren in aller Munde, allen verständlich, darum für alle auch die künstlerische Uebersetzung der Wortbilder das nächstliegende. Hieran schließt sich dann die ganze Reihe der Wunderdarstellungen des Alten und Neuen Testamentes, und was sich im Laufe der Zeit entwickelt hat. Das alles steht, bisweilen nur leicht, aber doch noch deutlich im Zusammenhange mit dem Hauptgedanken, den oft die schon nicht mehr geschulte Hand in wenig künstlerischer Form zum Ausdrucke bringt, der aber in beredter Klarheit immer und immer wiederholt wird: „Unser wundermächtiger Herr Christus ist gekommen, aus Not und Tod zu retten, was verloren ist.“ J F

Aus Holland

(Mangel an Predigern) Während auch hier in der Regel für alle möglichen Stellen sehr viele Bewerber sind, sodaß es nicht selten geschieht, daß für einen kleinen Posten von 300 Gulden jährlich (500 Mark) sich Hunderte melden, besteht in allen Kirchgemeinden ein Mangel von Predigern, und sind auf diese Weise viele Gemeinden jahrelang ohne Seelsorger. So waren z. B. in der Christlichen Reformirten Kirche zu Anfang dieses Jahres von 386 Predigerstellen 81 vakant, also 21 Prozent. Noch schlimmer stand es bei den Mennoniten, wo von 174 Predigerstellen 35 unbesetzt waren, also reichlich 28 Proz. Auch in der Volkskirche, der Niederländischen Reformirten Kirche, steht es sehr traurig mit dem Mangel an Predigern. Diese Kirche zählt 1312 Gemeinden, welche, wenn alle Stellen besetzt wären, durch 1565 Prediger bedient sein sollten. Es sind aber gegenwärtig nicht mehr als etwa 1250 Prediger. In den letzten Jahren hat die Zahl der Vakanzen immer zugenommen. Während vor etwa vierzig Jahren die Kandidaten manchmal fünf bis sechs Jahre warten mußten, bis sie eine Stelle bekamen, hat jetzt ein Kandidat kaum sein Schlußexamen gemacht, so bekommt er schon fünf bis zehn Berufungen. Die Lust zum Studium der Theologie und zur Vorbereitung auf das Predigeramt hat bedeutend abgenommen. Aus den höhern Kreisen widmet sich nur noch sehr selten jemand dem Dienste des Wortes. Viele Ursachen haben dazu beigetragen. Die Synode hat heuer und voriges Jahr dieser traurigen Erscheinung ihre Aufmerksamkeit geschenkt, aber noch nichts finden können, um eine Aenderung herbeizuführen. Jetzt hat sie zwei Projekte in Behandlung: 1) die Berufung von Predigern aus andern Kirchengenossenschaften in die Niederländische Reformirte Kirche, die jetzt noch mit vielen Schwierigkeiten verbunden ist, leichter zu machen, und 2) einen Studienfonds für angehende Diener der Kirche. Was daraus werden wird, wissen wir natürlich nicht; wir zweifeln aber, ob von einem solchen Studienfonds etwas zu erwarten sein wird. Inzwischen wirken die Anstalten des Dr. van Dyk in Doetinhem und Utrecht, wo unbemittelte Jünglinge zum Predigeramt in der Niederländischen Reformirten Kirche ausgebildet werden, sehr segensreich. Schon sind aus diesen Anstalten sechzig Prediger hervorgegangen, und immer mehr, obgleich noch lange nicht genug, nimmt die Gemeinde ein Interesse an diesem zeitgemäßen, von Dr. van Dyk im Glauben und unter großen Opfern begonnenen Werke. Jetzt finden noch mehr als 150 Jünglinge ihren Unterricht und Unterhalt in diesen Anstalten. Unsre Hoffnung beruht, nächst Gott, auf diesen herrlichen Anstalten. Durch sie werden mit der Zeit die Vakanzen in unsrer Niederländischen Reformirten Kirche mit Predigern ausgefüllt werden, die Christum nach der Schrift predigen. v B

(Kirchliche Bestätigung von Diakonissen) An einigen Orten von Holland findet man jetzt Diakonissenhäuser. Die Diakonissenschwestern widmen sich mit Treue und Liebe der Krankenpflege in den Anstalten selbst und außerhalb. Bis heute hatte die Kirche gar nichts damit zu thun. In Arnheim sind nun aber die fünf ältesten Schwestern, nach einer Probezeit von reichlich drei Jahren, zu ihrem Dienste kirchlich eingesegnet worden. Das geschah im Monat August dieses Jahres in der größten Kirche der Stadt, unter großem Zudrange von Gläubigen. Seit dem Jahre 1582, wo in Amsterdam eine Anzahl Gemeindediakonissen in einer der Kirchen eingesegnet wurden, hat eine solche Feierlichkeit in unserm Lande nicht stattgefunden. An die fünf Diakonissen wurden folgende Fragen gestellt: 1) Uebernehmt ihr im Glauben an den Christus der heiligen Schrift, der eure Krankheiten auf sich genommen, eure Schmerzen und Sünden getragen hat, und durchdrungen von seiner Liebe, das Amt von Diakonen in dem Niederländischen Reformirten Diakonissenhause zu Arnheim? 2) Wollt ihr, unter Gebet zu dem Throne der Gnade, euch üben, um in Einfalt, mit Gehorsam und Willigkeit die euch zu übertragende Aufgabe erfüllen? 3) Versprecht ihr, als stille Schülerinnen dessen, der für Körper und Geist ein mitleidiger Arzt wurde, so viel euch möglich ist, das leibliche und geistige Wohl eurer Schwestern und der eurer Obhut anvertrauten Kranken zu beherzigen, und wollt ihr für alle, ohne Unterschied der Person, trachten alles zu sein in treu dienender Liebe? v B

(Ein Gnadengesuch abgewiesen) Voriges Jahr wurde der an der Spitze der Sozialdemokraten stehende Mann wegen absichtlicher Beleidigung des Königs zu einem Jahre Zellengefängnis verurteilt. Dieser Mann, Herr F. Domela Nieuwenhuis, ist der Sohn des verstorbenen Universitätsprofessors der Theologie zu Amsterdam, Dr. F. J. Domela Nieuwenhuis, und war selbst früher evangelisch-lutherischer Prediger im Haag. Er legte vor einigen Jahren sein Amt nieder, um sich ganz der Beförderung der sozialdemokratischen Bestrebungen zu widmen. In seinem Blatte „Recht für Alle“ griff er in grimmigem Tone fortwährend die Obrigkeit und die besitzenden Klassen an, obgleich er selbst auch vermögend ist. Endlich trieb er es so weit, daß er der Justiz in die Hände fiel und zu obiger Strafe verurteilt wurde. Es bestand nun eine Verschiedenheit der Meinung über die juridische Seite des Urteils. Juristen von anerkanntem Rufe waren der Meinung, daß er nicht hätte verurteilt werden sollen auf Grund der gegen ihn vorgebrachten Beschuldigung. Allerdings kam bei der Verurteilung ein veraltetes, jetzt abgeschafftes Gesetz zur Anwendung, und dieses Gesetz ließ eine leichtere Strafe nicht zu. Allgemein war man der Meinung, daß die Strafe zu schwer war. Nun haben sich unlängst einige einflußreiche Männer verschiedner Richtung vereinigt, um für den Gefangenen, der das selbst nicht thun will, ein Gnadengesuch einzureichen. Kein Geringerer als der Professor der Aesthetik zu Amsterdam, Dr. Allard Pierson, der auch in Heidelberg Professor gewesen, hat in einer öffentlichen Versammlung zu Amsterdam dieses Gnadengesuch vorgetragen und empfohlen. Der Straferlaß wurde aber nicht bewilligt, sodaß Domela Nieuwenhuis, der schon in Utrecht sitzt, seine Strafzeit bis zu Ende abbüßen muß. (Inzwischen ist, laut Meldung der Zeitungen, Nieuwenhuis freigelassen worden, und ist es aus diesem Anlaß zu tumultuarischen Kundgebungen gegen die Sozialisten gekommen. D H) v B

Verschiedenes

(Rinck †) Am 17. September verschied im Alter von erst 53 Jahren an einem Herz- und Lungenleiden Karl Wilhelm Theodor Rinck, Pastor an der Anscharkapelle in Hamburg. Der Entschlafene war als Herausgeber des Sonntagsblattes „Nachbar“ (Auflage rund 90 000 Exemplare) und des „Deutschen Kinderfreundes,“ ferner durch sein Buch „Auf biblischen Pfaden,“ die Beschreibung seiner im Frühjahr 1884 unternommenen Reise nach Palästina, endlich nicht minder durch sein außergewöhnlich erfolg- und segensreiches Wirken auf dem Gebiete der christlichen Liebesthätigkeit in den weitesten Kreisen bekannt, und sein Verlust wird daher überall schmerzlich empfunden werden. Wir behalten uns vor, später eine nähere Schilderung des Mannes und seiner Wirksamkeit zu bringen, und beschränken uns für diesmal auf einige nur kurze biographische Notizen. Rinck ist am 28. Mai 1834 zu Staffel bei Limburg in Nassau geboren, wo sein Vater, später Professor, damals Pfarrer war. Er studirte in Halle und Erlangen Theologie, wurde dann Pfarrer in Westerburg und nachher in Frücht bei Ems, wo er eine Idiotenanstalt und einen Kolportageverein gründete. Im Kriege von 1870 war er Feldprediger und erhielt als Anerkennung seiner Unerschrockenheit und Hingebung, namentlich auch im Dienste der Krankenpflege, das eiserne Kreuz. 1873 wurde er an Stelle des nach Berlin berufenen W. Baur zum Pastor an der Anscharkapelle (Personalgemeinde, zugleich eine Art Filiale der Michaeliskirche) gewählt. Er hinterläßt eine Witwe, geb. Klein-Schletter aus Barmen, und fünf Kinder; sein ältester Sohn ist Prediger an einer deutschen Gemeinde in Edinburgh. Schon seit ein paar Jahren zeitweise leidend, erkrankte er neuerdings am 1. Juli, dem Tage seiner silbernen Hochzeit, die er daher nicht mitfeiern konnte; diese Krankheit verschlimmerte sich unter vielfachen Schwankungen immer mehr und führte endlich durch völlige Erschöpfung der Lebenskräfte den Tod herbei. Die Familie, sowie die Gemeinde hatte die Hoffnung auf seine Wiedergenesung bis zum letzten Augenblick aufrecht erhalten; aber es sollte nicht sein. L R

(Uebermut der ultramontanen Presse) Nicht genug, daß die Germania samt Genossen bei jeder Gelegenheit auf Absetzung des Pfarrers Thümmel dringt, jetzt hat sie sogar den Präses der rheinischen Provinzialsynode, Dr. Evertsbusch, beim Staatsanwalt denunzirt, weil er in seinem Synodalbericht es wagte, „den Romanismus den gefährlichsten Feind“ zu nennen und dann, des Thümmelschen Prozesses gedenkend, die Thatsache feststellte, daß derselbe „eine große Erregung der Gemüter hervorgerufen habe wegen der eigentümlichen einseitigen Haltung des Staatsanwalts und wegen des überaus schweren Strafmaßes.“ Darob stößt die Germania ins Wächterhorn:

„Es wird endlich Zeit, daß von Staatswegen gegen diese Pastorenschaft eingeschritten werde, denn das Ansehen der Staatsgewalt und die öffentliche Ordnung leidet sehr stark durch dieses maßlose, die Grenzen erlaubter Diskussion weit überschreitende Treiben, bei welchem die Gesetzesübertretungen verherrlicht und Justizbeamte ungenirt beleidigt werden.“

Die Germania als fürsorgliche Freundin der Staatsgewalt! Das war doch früher nicht?

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig